




KEINE KOHLE?

ALTE UND NEUE GESCHÄFTE IM REVIER



Die Geschichte der Neuerfindung einer Region, nachdem sie die Spätfolgen eines kaiserlichen Universitätsverbots und die Verwerfungen der Montankrise hinter sich gelassen hat.

MAN MUSS ES EINMAL GESEHEN HABEN. Flüssiges Eisen, das sich aus einem Hochofen ergießt, betäubender Lärm, höllische Hitze, eine Szenerie, gegen die Hephaistos' olympische Schmiede ein Hobbykeller ist. Befeuert vom schwarzen Gold, das in gefährlicher Schwerstarbeit aus der Erde geholt wurde. Die spät, aber dann schnell aufstrebende Industrienation Deutschland brauchte Energie und Metall. Die Steinkohle des Ruhrkarbons war die Grundlage für die Entstehung der größten montanindustriellen Region Europas. Kohle, Eisen und Stahl, Dampfmaschine, Eisenbahn, Chemie und Energie bilden die Eckpfeiler der Ruhrwirtschaft. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren über 280 Schachtanlagen in Betrieb. Heute sind es noch sechs.

Im Jahr 1834 war es erstmals gelungen, die Mergeldecke zu durchstoßen und die verkockbare Fettkohle zu erschließen. Dies gilt als die Geburtsstunde des klassisch definierten Ruhrgebiets. Die neuen Hochöfen – der erste war 1848 gebaut worden – brauchten den Koks wegen seiner spezifischen Eigenschaften, seine Qualität war unerreichbar. Die jährliche Koksherstellung explodierte und damit der Bedarf an Arbeitskräften. Auch um stabile qualifizierte Stammebelegschaften zu schaffen, wurden Siedlungen für die Arbeiter gebaut, Wohnungen und Häuschen mit Stall und Garten. Als einheimische Arbeitskräfte knapp wurden, kamen schließlich die Malinowskis und die Wessoleks ins Ruhrgebiet. Zu Beginn des letzten Jahrhunderts stammte jeder fünfte Dortmunder aus Polen.

Mit der Zeit entstand ein geschlossenes und sehr selbstbewusstes Arbeitermilieu. Ruhrkohle wurde in ganz Europa gebraucht. Man war in der SPD und in der Gewerkschaft, Samstags ging man auf Schalke – kaum eine Weltgegend hat so viele Aktive und Zuschauer beim Fußball – legendär die Revierderbies ...

Die Krise der Montanindustrie spielte längst mit seit den späten 50er-Jahren – ein Gemisch aus Kriegsfolgen, komplex kollidierenden Interessen, falscher Preispolitik, billiger Importkohle, billigem

20



Heizöl, kurzsichtiger Politik und Sturheit – und ließ sich trotz zwischenzeitlicher Erholungsphasen nicht wirklich wieder heilen. Die schwerindustrielle Monokultur, das lange Festhalten der Nachkriegs-»Ruhrbarone« an der alten Struktur – rasch hatten sie Werke und Grundstücke zusammengekauft und blockierten damit mögliche Auswege –, aber auch die durch Feuer und Kohle geprägte Mentalität der Bewohner, die einmal zu den Spitzenverdienern des Landes und zur Oberklasse des Arbeiteradels gehörten, forderte Tribut. Fast trotzig hielt man am Selbstbild fest. Mit technischen Innovationen hatte man sich anderenorts beschäftigt, das Bildungsniveau der Region war niedrig, wie man erschrocken feststellte – abgesehen vom Bildungsnotstand, der in den 60er-Jahren für ganz Deutschland ausgerufen wurde. Hier stand ein Ballungsgebiet von sechs Millionen Menschen ohne eine einzige Universität – eine sehr alte Altlast des Reviers. Kaiser Wilhelm II. hatte Aufruhr befürchtet, wenn sich womöglich Arbeiter, Eliten und Militär zusammenschlossen. Also waren die Eliten des Ruhrgebiets immer woanders hergekommen, soziologisch nicht relevant, es gab so gut wie kein Wirtschaftsbürgertum, nicht einmal Bergbauingenieure konnte man vor Ort ausbilden.

Das Umdenken nahm zuerst in Bochum Gestalt an, als 1965 die RUHR-UNIVERSITÄT gegründet wurde, gefolgt von der Dortmunder Universitätsgründung 1968; die beiden Gesamthochschulen, später Universitäten, Duisburg und Essen entstanden 1972; 1975 folgte die Fernuniversität Hagen und schließlich 1983 die erste deutsche Privatuniversität Witten-Herdecke. Dazu kamen fünf Fachhochschulen in den frühen 70er-Jahren, inzwischen sind es neun.

Ein bildungspolitischer Kraftakt.

Wie in keiner anderen Region galt bei den Hochschulgründungen das Leitbild von der Demokratisierung der Bildungschancen zum Nutzen und Frommen der Region. So gab es gleich zu Beginn, der besonderen Situation geschuldet, an den Ruhrhochschulen Sondermodelle für ein Studium ohne Abitur, ein heute wieder hochaktuelles Thema.

Doch lange noch war selbst der Blick in die Zukunft auf die Vergangenheit gerichtet, die Folie Montanindustrie war nicht so leicht zum Verschwinden zu bringen. Als 1987 die Hochöfen eines der traditionsreichsten Hüttenwerke des Ruhrgebiets, die 1854 ge-

gründete Henrichshütte in Hattingen, ausgeblasen wurden, gab es erbitterten Widerstand. Insgesamt waren seit 1980 über die Hälfte der Arbeitsplätze im Produzierenden Gewerbe verloren gegangen. Heute sind viele der Wahrzeichen der einst boomenden Industrieregion zu Museen geworden, das berühmteste unter ihnen, die Zeche Zollverein, Welterbe der UNESCO, beherbergt seit 2009 das neue Ruhrmuseum als Gedächtnis des Reviers. Es zeigt die Region aber nicht nur in ihrer langen Industrialisierungsgeschichte und deren Folgen, sondern auch in ihren Zukunftsperspektiven. Die heißen heute Materialforschung, IT, Medizintechnik und Gesundheitswirtschaft, Umwelt- und Solartechnik, Energietechnik und Logistik. Inzwischen ist das Ruhrgebiet die dichteste Hochschulregion Europas, 100 außeruniversitäre Forschungseinrichtungen der Fraunhofer-Gesellschaft, der Max-Planck-Gesellschaft, der Leibniz-Gemeinschaft und der Industrie gehören zum Wissenschaftscluster an der Ruhr. Die »Projekt-Ruhr GmbH« verbindet die medizinischen Fakultäten Essen, Bochum und Witten im Gemeinschaftsprojekt BioMedTec-Ruhr, um wissenschaftliche Kompetenz in unternehmerische Perspektive umzusetzen. Die Universitäten Dortmund, Duisburg-Essen und Bochum kooperieren mit dem Initiativkreis Ruhrgebiet in der »Energieforschung GmbH«; hier werden größere Projekte anwendungsorientierter Forschung der Energiewirtschaft definiert und in praktische Lösungen umgesetzt.

Wie in keiner anderen Region galt bei den Hochschulgründungen das Leitbild von der Demokratisierung der Bildungschancen zum Nutzen und Frommen der Region

Im Revier gibt es keinen Strukturwandel ohne Bildung und Wissenschaft, da sind sich die Experten einig. Die Hochschulen selbst sind Wirtschaftsfaktoren, stellen Expertise bereit, und zugleich sind sie Garanten für die »Produktion« der qualifizierten Arbeitskräfte, die in der Wirtschaft gebraucht werden. Ohne die Hochschulen hätte es auch nicht die Veränderung von Mentalität und Atmosphäre gegeben. Eine neue Art von Urbanität hat sich entwickelt – mit Kneipen, Museen, Literatur und »Szene«; eine neue bürgerliche Schicht entstand. 130.000 Studierende und 25.000 Beschäftigte in Hochschulen hinterlassen ihre Spuren.

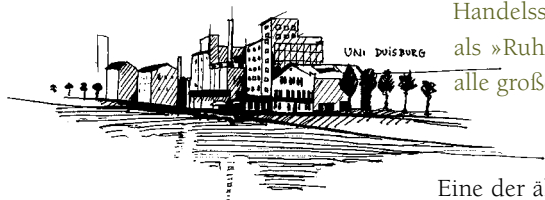
Eine weitere Zukunftsperspektive heißt »Ruhrstadt«, wobei man keinen Wert darauf legt, das »New York« Europas zu sein, wie es einst der ehemalige Intendant des Schauspielhauses Bochum, Claus Peymann, fast wie zum Troste sagte. In Wissenschaft und Wirtschaft weiß man, dass es nur gemeinsam geht – die Politik hinkt etwas hinterher –; vor allem junge Leute haben längst die ganze Ballung zu ihrem Revier gemacht. Zukunft heißt auch die Vertreibung von Heavy Metal, Kohlenstaub und Brikettregen aus dem Gemüt. Frühes Beispiel war eine Imageanzeige, die 1996 zwei Kühe in der satt grünen Niederung der Ruhr zeigte und den Betrachter fragen ließ: »Wo bitte geht's zum Ruhrgebiet?«

*Im Revier gibt es keinen Strukturwandel
ohne Bildung und Wissenschaft*



DUISBURG

Genau genommen beginnt das Ruhrgebiet im Rheinland. Wenn man an der Ruhrmündung bei Duisburg von Westen kommend den Rhein überquert, ist man bereits auf dem Hellweg, einer alten Handelsstraße, die von hier bis an Weser und Elbe reichte, heute als »Ruhrschnellweg« mitten durchs Revier führt und nicht nur alle großen Hochschulen miteinander verbindet.



Eine der ältesten Universitätsstädte Deutschlands ist Duisburg. Bereits 1655 entstand die Universität, die jedoch 1822 zugunsten der Neugründung in Bonn wieder aufgelöst wurde. Erst 150 Jahre später kam die Wissenschaft wieder an den Niederrhein, als 1972 die Gesamthochschule gegründet wurde. Bei der Universitätswerdung 1980 erhielt sie den Namen eines Spitzenforschers seiner Zeit, der sich 1552 wegen der guten Arbeits- und Lebensbedingungen in »Duisburgum Doctum«, dem »Gelehrten Duisburg«, niedergelassen hatte. Der Kosmograf und Mathematiker Gerhard Mercator lehrte von 1559 bis 1562 am Duisburger Akademischen Gymnasium. Mit seiner großen Weltkarte von 1569 erlangte er Weltruhm, mit der besonders winkeltreuen »Mercator-Projektion« ging er in die Geschichte ein. Aus Duisburg wurde schließlich gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine der bedeutendsten Städte der Hochindustrialisierung und nach dem Ausbau der Rhein-Ruhr-Mündung der größte Binnenhafen der Welt. Große Industrierwerke wie Thyssen und Krupp siedelten sich nördlich und südlich der Stadt an und bestimmten fortan ihre Geschicke wesentlich mit. Es entstanden neue Siedlungen um die alten Kerne, und die Einwohnerzahlen wuchsen rasant. 1904 wird Duisburg Großstadt und teilt in der Folge das Schicksal aller Städte des Ruhrgebiets in der Blüte wie auch im Niedergang.

Heute ist Duisburg der größte europäische Binnenhafen und hat sich zu einem integrierten Logistikstandort mit weltweiter Bedeutung entwickelt. Und so sind seit jeher Logistik und Verkehr – vielleicht mit etwas Mercator im Geiste – Forschungsschwerpunkte an der Duisburger Hochschule, die sich am 1. Januar 2003 mit ihrer akademischen Schwester in Essen, ebenfalls 1972 gegründet, zur UNIVERSITÄT DUISBURG-ESSEN verband. Die »Zwei-Campus-Universität« zählt mit über 30.000 Studierenden zu den Großen in Deutschland. »Die Fusion spiegelt das veränderte Selbstverständnis der Region wider«, sagt Rektor Ulrich Radtke. Ein wichtiger Schritt also

in Richtung »Metropole Ruhr«. Die Zusammenarbeit wird weiter intensiviert, und zwar arbeitsteilig – was am Ende die knappen Ressourcen schont. In Duisburg konzentriert man sich auf Ingenieur-, Natur- und Gesellschaftswissenschaften, in Essen dagegen hat die Universität als einer der nordrhein-westfälischen Schwerpunkte in der Lehrerbildung ein starkes Zentrum für Bildungsforschung. Das Universitätsklinikum ist das forschende Schwergewicht im boomenden Essener Gesundheitscluster.

Wem der irdische Weg von Duisburg nach Essen zu weit sein sollte, kann die virtuelle Verbindung suchen. Das »Ruhr-campus online Projekt« wird von einer Stiftung gefördert, die ebenfalls den Namen *Mercator* trägt.

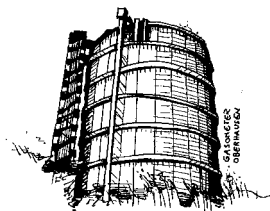
International ist man geworden mit der Zeit, es gibt eine Reihe englischsprachiger Studiengänge. Aber am regional orientierten Selbstverständnis der Universität lässt Rektor Ulrich Radtke keinen Zweifel. Ganz im Sinne der Studierenden, die mehrheitlich aus der Region kommen und wohl inzwischen verstärkt auch dort bleiben. Die Spurensuche nach den Absolventen beginnt gerade erst.

Mit einer »starken regionalen Aufgabe«, wie Radtke betont, will Duisburg-Essen Modelluniversität werden. Das Programm »Integration in Wissenschaft« dient der Erhöhung der Bildungschancen für Migranten, und man kann dabei auf eine Stärke der Region zurückgreifen. Schließlich hat man gut 100 Jahre Erfahrung mit der in weiten Teilen erfolgreichen Integration von Migranten. Die Region fit zu machen für die Globalisierung, ist Chefsache an der Universität. Und damit die Vorreiterrolle auch deutlich und gesichert ist, wird ein eigenes Prorektorat für »Diversity Management« eingerichtet.

Dass man an einem starken Standort mit der Wirtschaft kooperiert, versteht sich von selbst. Allerdings bedarf eine Gruppe aus Sicht des Rektors besonderer Anstrengungen: »Mittelständler sind schwer zu begeistern«, hat er erfahren. »Man muss schon herausgehen und sie hineinholen.«

Die Stiftung Mercator wurde 1996 von der aus Duisburg stammenden Handelsfamilie Karl Schmidt gegründet. Sie fördert Projekte für bessere Bildungsmöglichkeiten an Schulen und Hochschulen – vor allem im Ruhrgebiet. Im Sinne Mercators unterstützt sie Vorhaben, die den Gedanken der Weltoffenheit und Toleranz durch interkulturelle Begegnungen mit Leben erfüllen und die den Austausch von Wissen und Kultur anregen.

OBERHAUSEN



Wenn man sich auf den Hellweg von Duisburg nach Essen macht, kommt man durch eine Stadt, die eines der berühmten Wahrzeichen des Industriezeitalters beherbergt: Ein Gebilde namens »Gasometer«, das 1929 als Gasbehälter gebaut wurde und heute mit 117,5 Metern die höchste Ausstellungshalle Europas ist. Von der einstigen Wiege der Ruhrindustrie – 1758 wurde hier die St. Antony-Hütte errichtet – verwandelte sich Oberhausen zur beliebtesten Einkaufs- und Freizeitstadt im Ruhrgebiet. Man sieht sich gern als Paradestück für den Strukturwandel, und tatsächlich findet man hier eines der vielen Beispiele, wie ganz in diesem Sinne der innovative Mittelstand an die Wissenschaft kommt.

»Wir brauchen Praktiker mit einer fundierten akademischen Ausbildung«

Duale Studiengänge wären für viele Unternehmen das A und O der Zusammenarbeit von Wissenschaft und Wirtschaft – wenn es denn mehr davon gäbe. Das fand eine Umfrage des Stifterverbandes im Rahmen des Programms Austauschprozesse heraus.

Nachzulesen in:
Innovationsfaktor Kooperation – Bericht des Stifterverbandes zur Zusammenarbeit von Unternehmen und Wissenschaft

Berlin, 2007

Die Firma EVERS in Oberhausen ist ein erfolgreiches mittelständisches Großhandelsunternehmen, das darauf spezialisiert ist, die Produktwerte seiner Kunden zu sichern. Und das tut es in den Kernbereichen Heben, Sichern, Fördern und Verpacken. Bei EVERS hat man kein Problem, sich den benötigten wissenschaftlichen Input zu besorgen. Man weiß, dass exzellent ausgebildete Mitarbeiter der Schlüssel zum Erfolg sind. Ein *dualer Studiengang* mit der FACHHOCHSCHULE FÜR ÖKONOMIE UND MANAGEMENT (FOM) ist für die Firma EVERS der Königsweg dahin. (s. u.)

»Wir brauchen Kaufleute und Betriebswirte«, sagt Angelika Steiner, Geschäftsführerin des Unternehmens. Die Kombination ist insgesamt »eine Superausbildung«, findet sie. Die Auszubildenden haben Praxiserfahrung, zugleich ein fundiertes wirtschaftswissenschaftliches Wissen und sind so imstande, schnell und kompetent komplexe Probleme zu lösen. »Die jungen Leute sind hoch motiviert«, freut sich Angelika Steiner. Das ist gut für die Firma und gut für die Kundenbindung. Die Auszubildenden absolvieren mit hervorragenden Noten nach 18 Monaten die Kammerprüfungen und bleiben in der Regel in der Firma. »Uniabsolventen sind für mittelständische Unternehmen nicht so geeignet«, sagt Steiner und nennt einen Punkt, der für viele im KMU-Sektor gilt: »Wir brauchen Praktiker mit einer fundierten akademischen Ausbildung.«

Zur nächsten Station auf dem Hellweg gelangt man heute wesentlich schneller als in einer Zeit, zu der viele Städte der Region einem damals sehr erfolgreichen Netzwerk angehörten, das ihnen Ansehen und Wohlstand brachte. Im 14. und 15. Jahrhundert waren Duisburg, Bochum, Kamen, Recklinghausen, Dortmund und weitere elf Gemeinden stolze Mitglieder der Hanse. Auch Essen gehörte dazu, dessen Geschichte im neunten Jahrhundert als – weltliches – Stift für die Töchter des sächsischen Adels beginnt. Lange geleitet von mächtigen hochadeligen Äbtissinen, bildete sich um das Stift herum etwas, das man heute einen »Cluster« nennen würde. Eine Mischung aus Bildung und Gewerbe – die spätere Stadt Essen.

ESSEN



Schon seit dem 16. Jahrhundert war die Familie Krupp in Essen ansässig, 1811 gründete Friedrich Krupp die erste Gussstahlfabrik, und kaum ein anderer Name verbindet sich so mit der Stadt wie derjenige der Krupps. Es gab Zeiten, da war die Fläche der Krupp'schen Werke größer als der Rest der Stadt; die Villa Hügel, der Krupp'sche Familiensitz, trägt durch schiere Größe und ihre Lage hoch über der Stadt fernab von rauchenden Schloten fast sakrale Züge.

Der *Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft*, die bedeutendste Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Wirtschaft, hat seinen Sitz in Essen ebenso wie neun der 100 größten deutschen Unternehmen. Auch hier ist der Strukturwandel gelungen. Wo früher Stahl gekocht wurde, hat man den Asbestmantel mit dem weißen Kittel vertauscht: So gibt es zum Beispiel in der Gesundheitsbranche mittlerweile rund 40.000 Arbeitsplätze.

Essen ist außerdem der Stammsitz eines innovativen Konzepts in der Zusammenarbeit von Wissenschaft und Wirtschaft zum Wohle der Region.

*Stifterverband für
die Deutsche Wissenschaft*

Der Stifterverband ist eine Gemeinschaftsaktion der deutschen Wirtschaft.

In ihm haben sich rund 3.000 Unternehmen, Unternehmensverbände, Stiftungen und Privatpersonen zusammengeschlossen, um Wissenschaft, Forschung und Bildung voranzubringen.

Seine gemeinnützigen Aktivitäten finanziert der Stifterverband ausschließlich über die Beiträge und Spenden seiner Mitglieder und Förderer. Dank der privaten Finanzierung ist es möglich, unbürokratisch und frei von staatlichen Vorgaben zu handeln.

»Insbesondere fordern wir die Länder und Hochschulen auf, endlich das Thema der Durchlässigkeit zwischen beruflicher und hochschulischer Bildung anzugehen. Beruflich Qualifizierten muss auch ohne Abitur der Weg in die Hochschulen offen stehen«, forderte im Juni 2008 Thomas Sattelberger, Personalvorstand der Deutschen Telekom AG und Vorsitzender des BDA/BDI/HRK-Arbeitskreises Hochschule/Wirtschaft, auf einer Tagung von Stifterverband, BDA und BDI.

»Für das Ruhrgebiet, wo erst langsam ein akademisches Milieu entsteht, ist diese Art Hochschule überlebenswichtig«

An der privaten FACHHOCHSCHULE FÜR ÖKONOMIE UND MANAGEMENT (FOM) ist das längst möglich. Meister und Techniker und auch anderweitig beruflich Qualifizierte können hier ebenso studieren wie Abiturienten. *»Für das Ruhrgebiet, wo erst langsam ein akademisches Milieu entsteht, ist diese Art Hochschule überlebenswichtig im Strukturwandel«,* sagt Harald Beschorner, Kanzler der FOM. Hochqualifizierte Berufstätige ohne Abitur mussten immer wieder erleben, dass man ihnen Uniabsolventen vor die Nase setzte. – *»Die wurden sauer gefahren«,* erzählt Beschorner. Umgekehrt fehlten den Betrieben vor allem im KMU-Sektor die Lehrlinge, als der Run auf die Universitäten begann. *»Karriere mit Lehre«* zog nicht mehr. Reibungsverluste der Bildungsreform.

Die FOM wurde als eine der ersten deutschen privaten Fachhochschulen 1993 in der Trägerschaft von Wirtschaftsverbänden gegründet. Die Verbände repräsentieren die Wirtschaft der Ruhrregion vom mittelständischen Familienbetrieb bis zum Weltkonzern, und sichern so die Praxisnähe. Heute liegt die Trägerschaft der FOM bei der gemeinnützigen Stiftung BILDUNGSZENTRUM DER WIRTSCHAFT.

Man ist flexibel und kundenorientiert, die gute Verankerung in der Region zahlt sich aus, wie zahlreiche Kooperationen zeigen. Einen weiteren Vorteil nennt Beschorner, den man vor allem gegenüber den großen Hochschulen hat: *»Wir sind schnell.«* Zum Beispiel, wenn es darum geht, zusammen mit Unternehmen ein neues Studienangebot zu entwickeln. Das hat die FOM nicht nur zu einem Exportschlager des Ruhrgebiets gemacht, ist sie doch inzwischen an 20 weiteren Standorten vertreten. Die Vorteile haben sich inzwischen auch bis in die mittelständischen Unternehmen und zu immer mehr

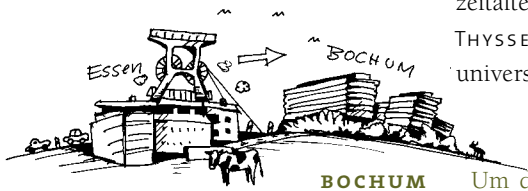
Abiturienten herumgesprochen, die das Leibniz'sche Postulat von *theoria cum praxi* gleich von Beginn an erfüllen wollen. Zumal es ein uneinholbarer Karrierevorteil ist.

»Man muss wissen, dass so ein Studium kein Zuckerschlecken ist«, sagt Carsten Baukrowitz. »Man lernt in sieben Semestern dasselbe wie an der Uni, und gleichzeitig macht man einen Fulltimejob.« Während seines Studiums arbeitete Baukrowitz bei der DEUTSCHEN BANK in Essen, seit Anfang 2008 ist er bei der CITIGROUP in Frankfurt beschäftigt.

»Investmentbanker wollte ich nicht werden«, sagt Baukrowitz, der 2006 das Erststudium an der FOM abschloss, einen MBA dazunahm und der nun an der Master Thesis arbeitet. Dieser Weg geht in der Regel noch über die Universität. Aber als »normaler Banker« konnte er Ausbildung und Studium miteinander verbinden. Im Ruhrgebiet war es kein Problem, die richtige Kombination von Studien- und Ausbildungsplatz zu finden. »Ein echter Wettbewerbsvorteil«, findet der Essener. An der FOM lobt er die flexible Konstruktion, die automatisch entstehe, wann immer eine Einrichtung kundenorientiert sei. »Man ist in ständigem Dialog, es wird gefragt, was gebraucht wird.« Flexibilität und Zweigleisigkeit haben unschlagbare Vorteile, wie Baukrowitz findet: »Gegenüber meinen klassisch ausgebildeten Kollegen habe ich einen uneinholbaren Vorsprung«, sagt der 30-Jährige. In Essen hatte Baukrowitz zuletzt mittelständische Firmenkunden betreut, in Frankfurt arbeitet er im Relationship Management für Konzernkunden, und die ganz Großen wird er in Essen auch wieder treffen. Denn da will Baukrowitz auf jeden Fall wieder hin. »Zum Ruhrgebiet gibt es keine Alternative.«

*»Gegenüber meinen
klassisch ausgebilde-
ten Kollegen habe ich
einen uneinholbaren
Vorsprung«*

Das fand offenbar auch ein Stück Industriegeschichte, das ins Revier zurückkehrt. Die THYSSENKRUPP AG hatte jahrelang im feinen Düsseldorf residiert. Doch eigentlich ist Essen der bessere Standort – mitsamt brandneuem Hochofen. Das klingt nach Schwerindustrie, ist es auch, hat aber – ganz im Zuge der Zeit – viel mit Hightech und Quantenmechanik zu tun. Im Juni 2008 begrüßte man daher bei der THYSSENKRUPP STEEL AG die Einrichtung eines neuen Forschungsinstituts als »wegweisendes Ereignis«. Zwischen Rhein und Ruhr wird rund ein Drittel der in Deutschland hergestellten Stähle produziert. Und kein Stahlhersteller würde im heutigen Hightechzeitalter allzu lang ein wissenschaftsfreies Ruhrgebiet überstehen. THYSSENKRUPP – und Konsorten – fanden an der ersten der Ruhruniversitäten die Forschung zum »Hochofen«.



BOCHUM

Um dahin zu gelangen, geht man wieder auf den Hellweg und fährt ein Stück nach Osten. Weniger als 20 Kilometer misst die Strecke nach Bochum – als Ortsunkundiger hätte man den Übergang zwischen den zwei Städten nicht bemerkt. Bochum, auf westfälisch »Baukem«, ist eine Gründung aus dem Mittelalter und blieb bis zum 19. Jahrhundert ein Ackerbaustädtchen, wenngleich schon seit dem 14. Jahrhundert das Steinkohlenschürfen belegt ist. 1832 begann mit dem Übergang vom Tagebau zum Untertagebau die Blütezeit des Bochumer Bergbaus, ab 1837 wurden die Grundlagen für die Schwerindustrie geschaffen.

Nach dem Krieg galt Opel als Zeichen des Strukturwandels im Revier, seit der Autobauer ab 1962 das erste Werk nach Bochum gebracht hatte. Bochum ist zudem der Sitz der ersten Universität im Revier, der »RUHR-UNIVERSITÄT«.

Als Kooperationspartner für ICAMS fanden sich bedeutende Akteure des Werkstoffsektors: das Max-Planck-Institut für Eisenforschung, die RWTH Aachen, die Robert Bosch GmbH, die Salzgitter-Mannesmann Forschung, Bayer Materials Science und ThyssenKrupp. Das Land Nordrhein-Westfalen erklärte sich bereit, im Rahmen einer Public-Private-Partnership die Hälfte der Anschubfinanzierung für die Aufbauphase zu übernehmen.

»Das ›Interdisciplinary Centre for Advanced Materials Simulation‹ wird entscheidend dazu beitragen, dass wir auch künftig einen Innovationsvorsprung gegenüber unseren Mitbewerbern besitzen«, sagte der Vorstandsvorsitzende der THYSSENKRUPP STEEL AG, Karl-Ulrich Köhler, bei der Eröffnung des kurz »ICAMS« genannten Gemeinschaftsprojekts der RUHR-UNIVERSITÄT BOCHUM mit einem Industriekonsortium unter der Führung von THYSSENKRUPP und dem Land Nordrhein-Westfalen.

Neue Materialien und deren technologische Eigenschaften sind als Zukunftsthema Objekt großen Produktions- und Wissensdurstes. Sie werden am Rechner modelliert, ihre Eigenschaften simuliert. Natur- und Ingenieurwissenschaften verbinden sich, eine neue Generation von Ingenieuren wächst heran, *»die sich mit den Grundsätzen der Quantenmechanik so gut auskennen wie mit dem Umformverhalten von Stahlplatinen in den Tiefziehpressen der Automobilhersteller«*, wie Köhler es ausdrückte.

»Nachindustrielle Maßschneiderei« für die einst größte montanindustrielle Region Europas, ein Leuchtturm innovativer Forschung zudem.

*»Die Industrie sagt, was sie braucht,
und die Forschung erklärt, was sie kann«*

Ralf Drautz ist soeben aus England zurückgekehrt. Der Physikprofessor ist Direktor am neuen Institut und freut sich auf die Zusammenarbeit mit der Industrie. *»Die Wirtschaft hat klare Vorstellungen davon, wo es hingehen soll«*, sagt er und erteilt dem Forschen ohne Ziel und Kontur eine Absage. *»Die Naturgesetze kennen wir, auch die Quantenmechanik gibt es schon lang«*, sagt er. *»Da ist es jetzt nur logisch, sie urbar zu machen und nach Anwendungen zu suchen.«* Die gemeinsamen Ziele fand man im Gespräch, erzählt Drautz. *»Die Industrie sagt, was sie braucht, und die Forschung erklärt, was sie kann.«* Der Physiker freut sich besonders über das langfristige Engagement der Industrie in Projekten wie diesem. Zu den Grundängsten der Wissenschaft gehört heute, dass in der Industrie wie auch längst schon bei der öffentlichen Förderung eine gewisse Kurzatmigkeit herrscht, verbunden mit falschen Erwartungen an Problemlösungen vom Fließband.

Für die Politik und vor allem für die Universität, an der ICAMS angesiedelt ist, findet der Schwabe Drautz nur lobende Worte. Und nicht zuletzt für seine neue Heimat: *»Ich hatte keine Ahnung, was hier alles los ist!«*

*Man braucht
Unternehmer und
Hochschulen mit
einem commitment
für die Region*

ICAMS hat eine Vorgeschichte, die viel zu tun hat mit dem »INITIATIVKREIS RUHRGEBIET«, einem Zusammenschluss von 70 Unternehmen der Region und darüber hinaus. Wissenschaft und Wirtschaft will man besser miteinander verknüpfen, und so wurden 2004 unter der Moderation von Ekkehard Schulz, dem Vorstandsvorsitzenden der THYSENKRUPP AG, Absicht und Idee generiert, die Werkstoffkompetenz im Ruhrgebiet mit seinen starken Unternehmen einerseits und seiner exzellenten Forschungslandschaft andererseits mit einem Leuchtturm zu versehen.

»Für so ein Vorhaben braucht man natürlich Forscher, die nicht in erster Linie an die nächste Publikation denken«, sagt Peter Lampe, Geschäftsführer des Initiativkreises. Und man braucht Unternehmer und Hochschulen mit einem *commitment* für die Region, denn dies sei für alle Beteiligten ein Erfolgsfaktor, weiß Lampe. »Die Wirtschaft hat das längst begriffen.« Deshalb sieht man mit großer Freude, dass auch die Wissenschaft inzwischen mit am selben Strang zieht. »Je mehr Exzellenz sich zusammentut, um so attraktiver wird die Region auch wirtschaftlich.« Als die Entscheidung für ICAMS gefallen war, suchte man die Besten in der Wissenschaft und fand Bochum. »Das war durchaus ergebnisoffen«, erklärt Lampe.

Für Elmar Weiler, den Rektor der RUHR-UNIVERSITÄT BOCHUM (RUB), ist ICAMS »paradigmatisch für die Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Wirtschaft«. Mit 24 Millionen Euro Volumen ist das ICAMS zwar ein gewichtiges Zeichen der neuen Zeit, aber nicht das einzige. Derzeit entwickelt sich ein Industriestandort um die RUHR-UNIVERSITÄT herum. »Die Veränderungen werden hier insgesamt als dramatisch empfunden«, sagt Weiler.

Technologieentwicklung ist wichtig für die Region im Strukturwandel, dafür wird geforscht und ausgebildet. Mit 30.000 Studierenden ist die RUB eine der größten deutschen Universitäten, in Bochum ist sie der drittgrößte Arbeitgeber. Die große Mehrheit der Studierenden kommt aus der Region, es gibt 15 Prozent Ausländer aus 30 Ländern, denen es nicht schwer gemacht wird.

*»Keine Universität sollte sich zu schade sein,
etwas zur Anwendung zu bringen«*

»Das Ruhrgebiet ist eine Integrationsmaschine«, sagt Weiler. »Man ist hier nicht borniert.« Pragmatismus trifft auf Bescheidenheit, und Neuankömmlinge werden sofort integriert. »Darüber freuen sich übrigens auch die Neuberufenen«, sagt der Rektor. Wie alle anderen werden sie von der Integrationsmaschine freundlich erfasst – woanders kann so etwas lang dauern. »Dieses integrieren Können ist eine Stärke der Region«, sagt der Bochumer. »Das alles zusammen prägt die Universität.« Wie insgesamt im Revier geht es unideologisch und eher zupackend zu. »Natürlich haben wir einen Bildungsauftrag«, sagt der Rektor. »Und den nehmen wir auch sehr ernst. Aber keine Universität sollte sich zu schade sein, etwas auch zur Anwendung zu bringen.«

Universität an der Ruhr

Kurt Biedenkopf, der erste

Rektor der RUB, sagte 1967, es sei die Aufgabe der neuen Universität »die Prinzipien einer offenen Ordnung gegen die verfestigten Strukturen traditioneller Gefüge durchzusetzen«. Dabei sei es notwendig, »dem Arbeiter« zu verdeutlichen, »dass die Ausbildung seiner Kinder die althergebrachte Ordnung nicht gefährdet (...), sondern als Prestigezuwachs gewertet werden kann«. 40 Jahre später, nachdem die ersten Generationen Akademiker »produziert« sind, ist die Botschaft angekommen. Die Arbeiterschicht war zunächst skeptisch gegenüber allem, was mit Universität zu tun hatte, und es war schwer, die Hochschulen in den Städten zu verankern. Doch Experten wie der Wirtschaftshistoriker Dietmar Petzina, ehemaliger Rektor der RUHR-UNIVERSITÄT und früherer Leiter des ZEFIR, wissen auch, dass keine andere deutsche Region letztlich so vom Bildungsaufbruch der 60er-Jahre profitiert hat wie das Ruhrgebiet. Der Anteil der Studierenden aus Arbeiterfamilien stieg rasant, davor hatte es einen massiven Ausbau des Schulwesens gegeben. Im Reformjahrzehnt entstanden 24 neue Realschulen, 21 Gymnasien und 15 Gesamtschulen. Bis 1960 hatten in Nordrhein-Westfalen noch 66 Prozent eines Jahrgangs die Volksschule besucht. Petzina: »Es war eine Revolution!« Und der Historiker Klaus Tenfelde, Direktor des Instituts für Soziale Bewegungen an der RUB, spricht gar von einer »Scharnierzeit der Sozialgeschichte«. »Die neuen Hochschulen haben den Strukturwandel befördert, wurden Inkubatoren für neues Bürgertum, nahmen aber ihrerseits ruhrspezifische Konturen an«, erklärt Petzina. »Familiär durch kleinbürgerliche oder Arbeiterherkunft geprägt; nüchtern-pragmatisch und beruflich am Leitbild des Großunternehmens oder der öffentlichen Verwaltung orientiert; kulturell dem großen Experiment abhold.« Nachdem das Ruhrgebiet für lange Zeit als wohl größter Nettoexporteur an klugen Köpfen angesehen werden musste, weil es keine Arbeit für sie gab, geht man inzwischen davon aus, dass die Absolventen der Hochschulen eher im Revier bleiben.

- 34 Studierende an den Ruhruniversitäten sind immer noch vorwiegend Arbeiterkinder, das Studium dient eher dem sozialen Aufstieg als der Selbstverwirklichung. Und so schwierig der erste Kontakt zwischen Universität und Revier auch war: Heute braucht das Ruhrgebiet seine Hochschulen, um sich neu zu erfinden. Konkurrenz ist dabei nur unproduktiv; die Rivalitäten zwischen den einzelnen Städten hatten zum Teil legendäre Züge angenommen. Deshalb schlossen sich die Universitäten Duisburg-Essen, Bochum und Dortmund in einem neuen westfälischen Frieden zu einer Allianz zusammen. Es gibt gemeinsame Studiengänge,

Das ZEFIR – Zentrum für Interdisziplinäre Regionalforschung (bis 2008 »Ruhrgebietsforschung«) ist ein vollständig drittmittelfinanziertes Institut, in dem man anwendungsorientierte sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung zu regionalen Prozessen betreibt, die im Ruhrgebiet vor allem den Strukturwandel betrifft. Die Aufträge kommen häufig von Kommunen und Gebietskörperschaften, die Handlungsoptionen für diese schwierigen Prozesse benötigen.

die Ingenieure hatten schon eine gemeinsame virtuelle Fakultät, die »Wissensregion Ruhrgebiet« wird mehr und mehr wahrgenommen, freuen sich die Rektoren. Auch international. Seit 2007 hat die Allianz ein Büro im German House in New York, Sitz vieler Außenstellen deutscher Wissenschaftsorganisationen und Universitäten. Die ersten Verträge mit US-amerikanischen Ivy League-Universitäten sind schon unter Dach und Fach.

💡 *Dietmar Petzina: Strukturwandel in altindustriellen Regionen. Nord/Pas-de-Calais und das Ruhrgebiet im Vergleich. In: Eck, Friedemann, Lauschke (Hrsg.), Revue du Nord, Nr. 21, 2006.*

Internationalität, eine quasi natürliche Eigenschaft der Wissenschaft, ist kein Widerspruch zur Positionierung in der Region – ganz im Gegenteil. Da sind sich die Kenner einig, auch in der Wirtschaft. Erst das Standbein in der Region mit Netzwerken, Freunden, Verbündeten schafft den sicheren Stand für den Auftritt auf der Weltbühne. Das weiß auch die Bergbauzulieferindustrie im Ruhrgebiet, die auf lange Erfahrung und ausgezeichnete Kompetenzen zurückgreifen kann.

Bergbau? Im Ruhrgebiet?



SPROCKHÖVEL



Wenn man auf dem Hellweg weiter nach Osten fährt, bei Lütgendortmund einen kleinen Schlenker nach Süden macht, kommt man nach Sprockhövel, was soviel wie Wacholderhügel meint, als die Wiege des Ruhrbergbaus gilt und ein Zentrum der Bergbauzulieferindustrie ist. Auch wenn von den ehemals 280 Schachtenanlagen im 19. Jahrhundert heute nur noch sechs in Betrieb sind.

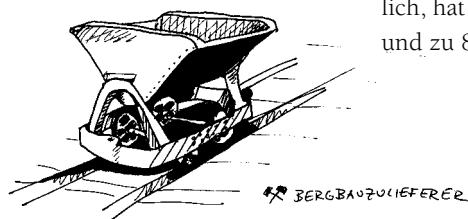
»Man hat von Anfang an darüber nachgedacht, wie man der Krise begegnen könnte«, sagt Peter Jochums, Chef der Maschinenfabrik HAUHINCO, die sich als Bergbauzulieferer auf Hydraulik spezialisiert hat. Jochums ist Vorstand des Fachverbandes Bergbaumaschinen im Verband Deutscher Maschinen- und Anlagenbau (VDMA), der seit 1890 existiert; in 21 von 31 seiner Teilbranchen ist Deutschland Weltmarktführer. Exportiert hat man zwar auch schon vor den Bergbaukrisen in den 50er- und 60er-Jahren, aber damals hatte man in der Region noch genug zu tun. »Unsere Produkte wurden uns aus den Händen gerissen.« Heute liegt die Exportquote der Bergbauzulieferindustrie bei 86 Prozent.

Eine weitere Erfolgsstrategie heißt: diversifizieren. Was früher Untertage den Vortrieb gab, ist heute vielleicht ein 20 Tonnen schweres Windradgetriebe. Hydraulische Pumpen, vormals im Bergbau eingesetzt, arbeiten heute in Stahl- oder Presswerken. »Wir haben Erfahrung mit großen Maschinen«, sagt Jochums nur. Man musste nicht einmal viel anpassen, sondern nur auf die Idee kommen, es zu tun. »Die Produkte konnten das schon.«

Die notwendige Forschung findet in der eigenen Firma statt. HAUHINCO geht aber auch gezielt an die Hochschulen der Region – etwa die Fachhochschulen in Dortmund oder Bochum –, bietet Praktika an, verabredet Diplomarbeiten und sichert sich so den eigenen Firmennachwuchs, bevor »die Großen« die guten Leute erbeuten – ein hinlänglich bekanntes Problem vieler Mittelständler.

»Gute Leute brauchen wir aber nicht nur für die Produktentwicklung«, sagt Jochums, »sondern vor allem für das Prozess-Know-how«, das nach Schätzung von Experten immerhin ca. 80 Prozent des deutschen Exportvolumens ausmacht.

Und wieder werden ihnen die Produkte aus der Hand gerissen. Heute macht die einst totgesagte Branche drei Milliarden Euro Umsatz jährlich, hat deutlich zweistellige Wachstumsraten, ist weltweit unterwegs und zu 80 Prozent im Ruhrgebiet beheimatet.



Von Sprockhövel geht es wieder ein paar Kilometer nach Norden – bei Lütgendortmund erreichen wir wieder den Hellweg oder Ruhrschnellweg, der uns nach Dortmund bringt, das den Hellweg sogar in einigen seiner Straßennamen führt.



Zu den Zeiten der Hanse war Dortmund eine eminent wichtige Stadt. Das »Dortmunder Stadtrecht« diente vielen Städten als Rechtsgrundlage, und über Jahrhunderte war es der Mittelpunkt des mündlichen (germanischen) Rechts für das gesamte Heilige Römische Reich Deutscher Nation. Schon 1293 war der Stadt das Braurecht verliehen worden, ein Privileg, das zu einer langen und berühmten Dortmunder Tradition wurde.

Nach dem einstigen Niedergang im Dreißigjährigen Krieg begann ab der Mitte des 19. Jahrhunderts durch die Kohleförderung und Stahlverarbeitung der erneute Aufstieg Dortmunds und der Wandel zu einer Industriestadt. Doch wie kaum eine andere Stadt im Revier wurde Dortmund in der Krise deindustrialisiert. In der Zeit von 1960 bis 1994 verringerte sich die Zahl der Industriebeschäftigten von 127.000 auf 37.000 Personen.

Das »DORTMUND-PROJECT« entwickelte neue Leitbranchen, die Kohle, Stahl und Bier ablösen sollten. Logistik, Mikrosystemtechnik, Informations- und Kommunikationstechnologien, Biomedizin und Energietechnik hießen die »Neuen«. Die aber brauchen Wissenschaft.

»Es gab einen Konsens zwischen Hochschulen, Wirtschaft und Stadt, dass man etwas tun müsse«, sagt Eberhard Becker, der Rektor der TECHNISCHEN UNIVERSITÄT DORTMUND, nachdem in den 80er-Jahren mit dem endgültigen Zusammenbruch der Montanindustrie Abhilfe nottat. Die Gründung der Universität war bereits 1968 ein starkes Signal für den Strukturwandel gewesen. Man schuf darüber hinaus Technologiepark und Technologiezentrum, inzwischen zählt man in Dortmund 2.600 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und 34.000 Studierende. Im März 2008 schließlich erneuerten Wissenschaft und Wirtschaft ihre Verpflichtung für den »Innovationsstandort Dortmund«, bei dem sie sich zu einem Netzwerk zusammengeschlossen haben. Hier erfahren Unternehmer, wo in der Nähe die Expertise ist, die sie brauchen. Alle machen mit, die Hochschulen der engeren Region, die Verbände, die Kammern und die Technologiezentren – sie wissen, warum. Rektor Becker lässt

keinen Zweifel am Sinn dieser gemeinsamen Anstrengungen, mahnt allerdings auch ein wenig zur Umsicht. »Mitunter sind, was legitim ist, die Interessenshorizonte von Wissenschaft und Wirtschaft unterschiedlich«, sagt er. Auch in Dortmund weiß man, dass falsche Erwartungen beiderseits der stärkste Verhinderer gelingender Kooperation sind.

Und der Druck, der durch bloße und immer wiederkehrende Appelle zur Kooperation erzeugt würde, sei auch nicht nur förderlich. Viel wichtiger sei es, zu gemeinsamen Aktionen zu gelangen. In Dortmund geschieht das gerade.

»Das direkte Gespräch ist wichtig, die persönliche Kommunikation«

»Mit dem Thema Verständigung von Wissenschaft und Wirtschaft ist man nie am Ende«, sagt auch Gisela Schäfer-Richter, Informatikprofessorin und für Forschung und Transfer zuständige Prorektorin an der FACHHOCHSCHULE DORTMUND. Da in Zeiten von Globalisierung und Spezialisierung aber auch kleinere und mittlere Betriebe, die das Gros der Wertschöpfungskette erwirtschaften, wissenschaftlichen Input brauchen, müssten die Hochschulen in der Region gerade diese Unternehmen ansprechen, findet sie. *»Für die Hochschulen wird die Kooperation mit der Wirtschaft zunehmend interessant, weil die öffentlichen Zuwendungen an Drittmittel aus der Wirtschaft gekoppelt sind«,* erklärt Schäfer-Richter, die sich intensiv für die Verständigung zu beiderseitigem Nutzen engagiert und dies auch als Vorstandsvorsitzende der »InnovationsAllianz« aller großen Hochschulen in Nordrhein-Westfalen tut. Wie Becker ist Schäfer-Richter vom Konzept des »Innovationsstandorts Dortmund« überzeugt. Sie nennt zudem einen Punkt, der nicht unterschätzt werden dürfe: *»Das direkte Gespräch ist wichtig«,* betont sie, *»die persönliche Kommunikation«.* Und sie fügt hinzu, was leidenschaftliche Planer und Konzeptentwickler, deren Arbeitsgerät das Reißbrett ist, nur ungern hören: *»Viele gute Ideen entstehen zufällig.«* Im Gespräch von Entwicklern und Anwendern.

Nicht zufällig entstanden die Stärken der FH DORTMUND, die aber nicht nur in den innovativ technologielastigen Bereichen liegen, sondern wo es auch einen hoch renommierten Fachbereich Design gibt. Und strukturwandlerfahren, wie Dortmund nun einmal ist, hat man hier ein innovatives Instrument geschaffen, nämlich die »Culturepreneurship-Initiative«. Denn es sind nicht die Ingenieure

und Naturwissenschaftler, die die meisten Firmen gründen – schon gar nicht in Zeiten, in denen überall ihre Knappheit beklagt wird –; es sind vielmehr Kreative mit Geschäftssinn und Risikobereitschaft, die den Weg in die Selbstständigkeit beschreiten. Ein zukunftsweisendes Dortmunder Unterfangen, wenn man weiß, dass die Kreativwirtschaft in Deutschland schon nahezu Umsätze wie die Autoindustrie einfährt.

Es muss nicht immer – nur – Hightech sein ...

»Die Zeit ist reif für Superhelden aus dem Ruhrgebiet«

»Spiderman hat ausgedient, die Zeit ist reif für neue lokale Helden – Superhelden aus dem Ruhrgebiet.« Der Dortmunder Kommunikationsdesigner Arne Schulenberg erfand daher zusammen mit dem Wuppertaler Wirtschaftswissenschaftler und Marketing-Spezialisten Eric Wünsche ein neues Unterhaltungs- und Werbemedium – den Online-Foto-Comic »UNION DER HELDEN«, in dessen Handlung sich jedes Produkt einbauen lässt, für das man werben möchte.

Bisher seien Comics in Deutschland stark unterschätzt: »Viele halten sie nach wie vor für Kinderkram. In Wahrheit jedoch handelt es sich um ein eigenständiges Kommunikationsmedium, mit dem man seinen Lesern jegliche Art von Information vermitteln kann«, sagen die Gründer der Werbeagentur »Eric Wünsche und Arne Schulenberg GbR – Kommunikation per Wort, Bild und Button«. Die Nachteile von häufig als enervierend empfundener Onlinewerbung oder simplen Werbebanner werden im Online-Foto-Comic umgangen. »Wenn die Unterhaltung stimmt, stören sich die User nicht an der Werbung in der Geschichte«, so das Credo der Agentur.

Die »Union der Helden« zählte 2007 zu den TOP 20 beim überregionalen START2GROW-Gründungswettbewerb für Gründungen im IT-Bereich.

Seit 2008 ist die Geschichte über Marc, einen Studenten aus Dortmund, der in einer Parallelwelt ein unerschrockener Superheld ist, unter www.unionderhelden.de zu lesen und wird montags, mittwochs und freitags mit neuen Fotos bestückt. Sie erscheint in deutscher und englischer Variante. Eric Wünsche: »Unser Ziel besteht darin, auf 50.000 Klicks monatlich zu kommen, um den Foto-Comic als ein etabliertes Werbemittel in den Unternehmen zu präsentieren.«

Ein anderes Ziel der Helden: Standortmarketing fürs Ruhrgebiet.

Das »Heldenepos« schrieb
IRENE WINTER

DIE NEUERFINDUNG DES RUHRGEBIETS Während die Montankrise keinen Stein auf dem anderen ließ, reifte die Erkenntnis, dass man in einem Ballungsgebiet von sechs Millionen Menschen ohne eine einzige Universität lebte. Man setzte zu einem bildungspolitischen Kraftakt an, baute Schulen, Fachhochschulen und Universitäten. Über 100 Forschungseinrichtungen wurden gegründet und angesiedelt. Die einst größte montanindustrielle Region Europas verwandelte sich in eine der größten europäischen Wissenschaftsregionen, und die belebt die Wirtschaft und das Selbstbewusstsein. Dann vertrieb man Heavy Metal und Brikettregen aus dem Gemüt.

HIGHTECH

Materialforschung, IT, Medizintechnik, Gesundheitswirtschaft und -wissenschaft, Umwelt- und Solartechnik, Energietechnik, Logistik, weltweit führende modernste Hochofentechnik.

HEIMATKUNDE

Die Wirtschaft schließt sich in Initiativen und die Wissenschaft in Allianzen zusammen – mit klarem Bekenntnis für die Region. Neu erwachter Stolz auf die eigene Geschichte, ohne der Vergangenheit nachzutruern. Der Wille, die »Integrationsmaschine« Ruhrgebiet in Gang zu halten. Pragmatismus und Bescheidenheit. Und das Wissen, dass längst noch nicht alles getan ist.

Universität Duisburg-Essen www.uni-duisburg-essen.de/	Initiativkreis Ruhrgebiet www.i-r.de	ZEFIR Zentrum für interdisziplinäre Regionalforschung www.ruhr-uni-bochum.de/zefir/
Evers GmbH, Oberhausen www.eversgmbh.de/	Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft www.stifterverband.de	Technische Universität Dortmund www.uni-dortmund.de/
Fachhochschule für Ökonomie & Management, Essen www.fom.de/	Ruhr-Universität Bochum www.ruhr-uni-bochum.de/	Hauhinco-Maschinenfabrik G. Hausherr, Jochums GmbH & Co. KG www.hauhinco.de/
ThyssenKrupp AG, Essen www.thyssenkrupp.de/	ICAMS www.icams.rub.de/icams.htm	

